

XL Leseprobe

@ by Anke Unger

DIE CHRONIKEN VON AMAZONIA MEERMÄDCHEN

High-Fantasy Roman
Band 1

»Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am
äußersten Meer ...«

(Psalm aus der Bibel, gelesen bei Astrid Lindgren)

KAPITEL 1

HEIMWEH UND HEXENWERK



MURISSA

Verborgen im Schatten einer engen Gasse, stand ich dicht an die Fachwerkmauer einer Schneiderwerkstatt gedrückt und linste auf die Hauptstraße, die zum großen Handelsplatz hinführte.

Sehnsüchtig starrte ich die ersten Buden an, die ich aus meinem Winkel sehen konnte. Rotbackige Äpfel stapelten sich einträchtig neben saftigen Karotten und würzigen Gurken. Nicht, dass ich das wirklich von hier aus erkennen konnte, heute am Markttag drängten sich zu viele Leute um die verheißungsvollen Stände, aber mein lebhaftes Vorstellungsvermögen zeigte mir dennoch alles.

Und erst die Gerüche! Der Wind trug mir herbes Aroma von Wein in die Nase, den Duft von süßem Most und Tomatensaft. Flüssigkeiten und Nässe konnte ich auf große Entfernungen riechen, wie ein Hund. Ich hatte es aufgegeben, mich zu fragen, warum es anderen nicht genauso ging. Warum sie mir einen Vogel zeigten, wenn ich ankündigte, es würde am Nachmittag regnen. Anscheinend spürten sie

die herannahende Feuchtigkeit nicht, merkten nicht, wie sich die Luft mit winzigen Tröpfchen füllte.

In diesem Moment jedoch halfen mir meine Sinne nicht, der Apfelmöste blieb unerreichbar.

Ein paar knochige Hände bohrten sich in meine Schultern und ehe ich es mich versah, traf mich ein derber Hieb. Im nächsten Augenblick lag ich am Boden, jemand drehte meinen Arm schmerzhaft nach hinten und wühlte in meinen Hosentaschen.

»Mann, was schleppst du denn mit dir ´rum. Wo hast du deine Beute?«

Die Stimme gehörte Falinda, einer der zahlreichen Straßendiebinnen dieser Gegend. Nach wenigen Augenblicken ließ sie von mir ab, begutachtete fluchend die Glasmurmeln, die sie mir aus den Hosentaschen gerissen hatte, und ließ sie mit Abscheu zu Boden fallen. Ich sprang auf, bereit zur Flucht, aber ihre ganze Bande stand um mich herum und glotzte mich an. Die vier mageren, in zerfetzte Lumpen gehüllten jungen Frauen waren sichtlich enttäuscht, diesmal keinerlei Diebesgut bei mir zu finden.

Mit einem Schritt zurück, brachte ich die nahe Hauswand in meinen Rücken. »Ich bin nicht auf dem Markt gewesen und geh auch nicht hin!« Zornig starrte ich in die gierigen, schmutzigen Gesichter.

»Warum lungerst du dann hier ´rum? Hau ab! Das ist unser Revier!« Falinda wedelte drohend mit dem Finger vor meiner Nase herum.

»Nun zieh schon ab!« Noch immer schwebte ihre Hand in der Luft, als plante sie, demnächst meine Nase zu plät-ten, und sie fügte hinzu: »Das Auge des Gesetzes ist übrige-n auch schon angerückt – sieh dich vor.«

Mein Magen begann sich zu verknoten. Ich war nicht ganz sicher, was ihn zum Knurren brachte, ob es der anhaltend bohrende Hunger, der Ärger über Falindas Frechheit oder meine unaufhaltsam anschwellende Neugier auf das Marktgeschehen war.

Schnell sammelte ich die Glasmurmeln wieder auf, die ich immer bei mir trug. Dann drückte ich mich rückwärts tiefer in die dunkle Gasse hinein, von der ich wusste, dass ich auch von ihrem anderen Ende aus zu den Handelsbuden gelangen konnte.

Wenn ich mich doch wie alle gewöhnlichen Bürger ein-fach in das bunte Marktgetümmel mischen könnte! Leider sollte ich es heute wirklich lassen. Letzte Woche hatte mich der Büttel erwischt. Unsere Begegnung hing noch deutlich in meinem Gedächtnis, ebenso wie das gefürchtete Stich-wort *Gefängnis*. In solchen Fällen suche ich meistens Ret-tung in einer flugs herbeigeplunkerten Geschichte. »Oh, werter Herr Büttel, seid doch nicht so hart mit mir, wo die-ser Käse doch für meine arme Großmutter ist, die schon so lange todkrank im Armenhaus dahinsiecht ...«

Die imaginäre Großmutter hatte sein Herz gerührt. »Also gut, kleines Fräulein. Ich drücke für dich ein Auge zu. Aber du wirst mir versprechen, in den nächsten drei Monden kei-nen Fuß auf das Marktgelände zu setzen!«

Doch gerade jetzt zogen mich das lebhaftes Gewühl und die verborgenen Schätze dahinter wie magisch an.

Ich beschloss, nur bis an den Rand des Geschehens zu spazieren. Da würde ich stehenbleiben, überhaupt gar nichts klauen und nur darauf hoffen, dass irgendeiner Magd vielleicht eine kleine Zwiebel aus dem prall gefüllten Einkaufskorb herausfiel.

Am Ende der Gasse angekommen, mischte ich mich in einen Strom gnädiger Damen, aufgeregter Kinder in adretten Kleidern, Handelsmänner und eiliger Dienstboten, die lachend und schwatzend vorwärtsgingen. Bereits nach ein paar Schritten fiel mir das lautstarke Piepsen von hunderten Küken auf, die in aufeinandergestapelte Holzkisten gesperrt auf einen neuen Besitzer warteten. Auch Hühner und Truthähne krächten dazwischen. Lebendige Tiere nahm ich nie mit, viel zu auffällig. Es wäre besser, eine andere Zugangsstraße zum Markt zu wählen. Sollte ich umkehren?

Ein Glitzern am Himmel bannte meine Aufmerksamkeit. Was zum ... Ganz weit hinten, über einem Stand im tiefsten Gedränge, stiegen dicke hellblaue Strahlen in die Höhe, zerplatzten über den Köpfen der Besucher unter abenteuerlichem Funkeln und Glitzern und lösten sich dann auf.

Mein Herz begann wie verrückt zu schlagen. Verkauft etwa jemand da hinten behexte Ware? Es musste etwas Machtvolles sein, sonst würde es nicht so kräftig leuchten. Vielleicht ein Zaubersant, der Wunder vollbringen konnte. Den musste ich sehen. Nein, nicht sehen. Ich musste ihn haben.

Manchmal fantasierte ich, eine Hexe zu sein, die Magie wahrnehmen und Flammen aus ihren Fingern schlagen konnte. Ich hatte sogar schon mal probiert, einem Holzstock Strahlen zu entlocken, mich damit aber nur zum Narren gemacht. Die Tatsache: Ich war mit der zweifelhaften Begabung oder auch Verrücktheit gesegnet, seltsame Luftspiegelungen zu erkennen, die niemand außer mir sah – damit endete aber auch schon die Liste meiner Talente. Wenn man nicht meinen Hang, unwahre Behauptungen in die Welt zu setzen, auch noch als eine nützliche Eigenschaft begreifen wollte.

Ich blieb wie angewurzelt stehen. Der Stand der Wunder befand sich im tiefsten Herzen des Marktgeschehens. Wenn ich da tatsächlich hinging, lief ich allerhöchste Gefahr, dem Büttel in die Hände zu fallen.

Es ging nicht. Nein, zu gefährlich. Der linste doch jetzt bestimmt schon nach mir.

Mein Herz raste immer noch in wahnwitzigem Galopp. Zauberware war selten. Nur alle paar Monde brachte jemand welche her. So eine Gelegenheit würde ich so schnell nicht wieder bekommen. Oder nie.

Hatte ich wirklich so viel zu fürchten? Es war bald Mittag. Vielleicht hatte des Büttels Gemahlin schon zum Essen gerufen und er saß bereits vor dampfenden Tellern daheim, anstatt nach ungehorsamen Straßenmädchen zu forschen? Falinda hatte mich doch bestimmt angelogen, als sie behauptete, er lungerte noch auf der Pirsch herum.

Entschlossen kniete ich mich auf den Boden, schob mein Hosenbein hoch und knotete ein weißes Leinentuch von meinem Unterschenkel, das ich in weiser Voraussicht dort versteckt hatte. Das hatte ich erst kürzlich in einem offenen Fenster *gefunden*. Es war sauber und adrett und eignete sich vortrefflich, um es zu einem Kopftuch zu falten und meine auffällige Pferdemähne darunter zu verstecken.

Ein paarmal atmete ich tief ein und aus, um meinen noch immer wilden Herzschlag zu drosseln, während ich die Marktbesucher beobachtete. Gerade schlenderte eine Familie mit fünf Kindern und einer Schar Dienstboten an mir vorbei. Die Kleineren hüpfen hin und her, die Mägde schimpften und hielten sie zur Ordnung an. Das war meine Gelegenheit, mich unauffällig unter das Volk zu mischen. Ich hängte mich hinter einen Jüngling aus dieser Familie und tat, als gehörte ich dazu.

Schon trieb ich in der Menge. Wir stoben an Käfigen mit Brieftauben vorbei, sahen Händler mit Rassefohlen, die sie an Seilen festhielten und lautstark anpriesen. Ich versuchte gleichzeitig *meiner* Familie zu folgen, das magische Glitzern über dem hinteren Stand nicht aus den Augen zu verlieren und auch noch nach dem schwarzen Hut des Büttels zu forschen.

Bei jedem dunklen Stoffstück, das mein Blick streifte, zuckte ich zusammen. Es waren schon Tagediebe von der Straße verschwunden und nie wieder aufgetaucht. Zorla, deren langen Finger am Geißenmarkt die gierigsten waren und die dort keinen neben sich duldeten, behauptete, die

Priesterin ließe die Gefangenen des Nachts hinrichten und sie hätte schon solche Todeskommandos selbst gesehen.

Umkehren! Für was riskierte ich meinen Hals? Bestimmt würde ich wieder nur eine nutzlose Hexensalbe finden. Was könnte ich damit schon anfangen?

Frustriert blieb ich stehen. Unglücklicherweise genau neben den Obstständen. Ich hatte seit drei Tagen nichts mehr gegessen und träumte in den Nächten, in eine Bäckerei einzubrechen und in das dampfende frisch gebackene Brot hineinzubeißen. Die Rote Bete und die Äpfel, die sich auf den Ständen stapelten, schmeckten bestimmt saftig und zum Zerschmelzen köstlich. Und nicht ein einziges Fitzelchen verirrte sich auf den Boden, wo ich es ungestraft hätte nehmen können!

Meine Widerstandskraft erlahmte. Diese Düfte überall machten mich verrückt. Dort, ein Stand mit Feldsalat. Die Menge drückte mich nah heran und – ja, die Dinger fielen mir fast von allein in die Hand ...

Nein, Murissa, ermahnte ich mich selbst. Heute legst du dich nicht mit dem Büttel an, bloß wegen eines Blattes Salat. Heute findest du ein verzaubertes Wunderteil und entdeckst damit eine schönere Welt ...

Diese Magieschleuder, deren Kraft da hinten den Himmel zum Glitzern brachte, die könnte vielleicht für mich die Erde öffnen und mir den Weg zum Wasser frei machen? Ich meinte die Stimme meiner Mutter zu hören, wie sie mir davon erzählte: »So tief unter diesem Erdboden, wie du noch niemals warst, befindet sich das sogenannte

Untermeer. Das ist ein eigenes Königreich, in dem ein Volk aus glücklichen Meermenschen lebt. Du weißt schon, sie sehen uns ein wenig ähnlich, haben aber Schwänze und Flossen wie Delfine. Die schwimmen dort unten durch hellblaues Wasser, das von Schwärmen aus Glutfischen erleuchtet wird, und genau unter dem Marktplatz von Aravenna – also, sehr, sehr tief darunter, steht ein riesiges glitzerndes Schloss ...«

Plopp. Das Bild von dem Unterwasserschloss verschwand aus meinen Fantasien und ich realisierte, dass ich fast in einen Stand mit Kartoffeln gestolpert wäre. Eilig driftete ich in den Strom der Marktbesucher zurück, blickte mich nach allen Seiten um. Drüben warteten zwei bullige Männer. Bestimmt Aufpasser. Der Büttel war weit und breit nicht in Sicht. Dennoch kein Grund zum Aufatmen.

Schluss jetzt mit diesen Träumereien. Einerseits wusste ich, dass meine Mutter diese Geschichten nur erfunden hatte – andererseits liebte ich diese Fantasien, die so viel schöner waren als der Mist, mit dem ich mich täglich herumzuschlagen hatte.

Es kostete mich einige Energie, die aufreizenden Bauernstände hinter mir zu lassen, ohne auch nur die aller kleinste Petersilie zu berühren. Nun erreichte ich den nobleren Bereich, wo die feinere Gesellschaft verkehrte.

»Türkisblaue Seide!« - »Seht nur diese originell gedruckten Muster!«, priesen die Verkäufer um die Wette. Ich schlängelte mich zwischen Matronen mit vollen Taschen und keifenden Mägden hindurch.

Endlich tauchte der Stand auf, den ich so lange gesucht hatte. Er war umringt von Damen mit teuren Lederhandtäschchen, die sich mit geröteten Wangen nach der Qualität der Ware erkundigten und eifrig ihre Geldbörsen zückten.

Die Strahlen strömten aus einer kleinen Holzdose, bemalt mit einem Mädchen, das einen Delfinschwanz hatte! Ich erstarrte bei dem Anblick wie zu einer Salzsäule. Wunder schön, wie der Anfang eines Märchens. Und doch schenkte keine der zahlreichen Kundinnen um mich herum ihr Beachtung. Ich nahm an, sie sahen die Strahlen nicht, wie ich es schon oft erlebt hatte.

Diese Dose musste ich haben! Unbedingt! Vielleicht würde es mir den Eingang zum Untermeer öffnen, oder mich in Kontakt mit Wasserwesen bringen – wenn schon so ein wundersames Bild darauf gezeichnet war? Aus der Ritze zwischen der Dose und seinem Deckel flimmerten wie Aale die hellblauen, glitzernden Magiestrahlen heraus, die ich vorhin schon gesehen hatte und die sich bis in den Himmel herauf ringelten. Das sah sogar noch faszinierender aus als aus der Ferne. Allerdings wurde mir nach einer Weile anbetungsvoller Betrachtung klar, dass es sich ansonsten um eine gewöhnliche Dose handelte. Da sie sich zwischen einem Arsenal aus Cremes und Puder befand, war darin bestimmt nichts weiter als ein verhextes Mittel gegen Falten oder für glänzende Haut.

Was für eine Enttäuschung.

Mit meinen sechzehn Jahren gab ich nichts auf Cremes. *Verwünscht*, dachte ich bitter enttäuscht, und spürte meine

Träume wie Asche in sich zusammenfallen. Nicht, ohne mich an einen kleinen Rest Hoffnung zu klammern. Diese flirrende Strahlung um die Dose herum – hatte die nichts zu bedeuten? Verursachte sie vielleicht ... ich überlegte: silbrige Haut? So wie dieser Delfin, der auf der Verpackung aufgemalt war? Vielleicht würden mir Fischschuppen wachsen! Ich könnte mich in ein Delfinmädchen verwandeln ... in einem Meer untertauchen und andere nette Delfine treffen, die gerne eine Freundin wie mich haben wollten ...

Hör auf dich in deinen kindischen Fantasien zu verlieren. Es gibt keine Wasserwelten - das sind Ammenmärchen. Und Leute, die mich zur Freundin haben wollten, gibt es auch nicht.

Stumm starrte ich die wundersame Dose mit der Leuchtcreme an. Der Delfin diente sicher nur der Dekoration, sonst hätte die Verkäuferin sich schon mit den Sonderfunktionen gebrüstet.

Oder war sie voller Hexenkünste und die Händlerin wusste es nur nicht? Auch die kosmetisch interessierten Adelsdamen, die mich umringten, übersahen den magischen Glanz des Objektes gänzlich. Ob ich mir die grellen, in den Himmel hochknallenden Strahlen nur einbildete? Doch ich rang meine Zweifel nieder. Es könnte sich ein Wunderzauber darin verstecken! Selbst wenn sie nur Falten glättete, würde sich zumindest meine Mutter darüber freuen. Sie war verrückt nach Schönheitscremes. Vielleicht

würde sie mich heute in ihrem Haus übernachten lassen. Mit Abendessen. Und einem richtigen Bett!

Unauffällig blickte ich mich um. Kein Gesetzeshüter weit und breit zu sehen.

Ein kleiner gezielter Griff und zack ... Schon umklammerte ich die Dose in meiner Hand.

Erst jetzt sah ich die Hunde unter dem Tisch.

Es waren drei. Wie auf Kommando schossen sie auf mich zu. Meine Beine spurteten davon, noch bevor mein Kopf davon Notiz nahm. Wie der Blitz sprang ich über den Verkaufstisch gegenüber. Kaum auf dem Boden gelandet, bohrten sich die Zähne eines Hundes in meine Wade. Panisch riss ich das Bein aus seinen Hauern. Stechender Schmerz durchzuckte mich. Ich ergriff einen Stuhl und schlug nach dem Tier. Ein Jaulen. Und weg! Ich jagte um Menschen und Verkaufsbuden herum, das Kläffen der anderen Köter in den Ohren, das Reißen und Stechen im Unterschenkel ignorierend. Atemlos schlug ich einen Haken, kämpfte mich durch Scharen von Mägden mit Einkaufsbeuteln, umrundete Kaufleute, Bauern, schwarzgewandete Tempeldienerinnen und Kinder. Ich jagte über Tische und Bänke, bis ich endlich aus dem Marktgewimmel heraus war und die nördliche Prachtstraße erreichte, eine der vier Zufahrtsstraßen zum Marktplatz. Sie war zu breit und die Gasthöfe und Ateliers darin zu ordentlich, um sich dort vor Verfolgern zu verstecken, deshalb rannte ich in die nächste Nebengasse Richtung Aravennafluss. Das Gebell hinter

mir tönte wieder lauter. Mein Vorsprung schmolz, auf freier Strecke waren die Tiere schneller als ich.

Der Fluss. Ich musste zum Wasser.

Klau nie etwas von einem Händler mit Hunden.

Mit wild schlagendem Herzen rannte ich die dunkle Gasse entlang, wütendes Gebell hinter mir. Ein Sprint um eine Hausecke. Die Bisswunde pochte unbarmherzig. Dort, ein Lattenzaun. Ein Sprung und ich hechtete hinüber. Vielleicht hielt sie das auf. Weiter, durch einen Garten. Durch eine Lücke zwischen zwei Häusern. Auf die Webergasse, wo sich einige Leute tummelten. Damit möglichst niemand Notiz von mir nahm, bog ich flink in die nächste Nebengasse. Sie endete in einer verwilderten Böschung voller Brennesseln und Büschen. Dahinter begann das gesuchte Ufer, von Schilf völlig überwachsen. Ich schlug mich durch die Pflanzen abwärts bis zu einem Baum, der schief über dem Flussufer wuchs und an welchem ich ein Seil an zwei Stellen angebunden hatte: Einmal dort, wo der Baum sich am weitesten über den Fluss neigte, und ein zweites Mal viel lockerer in Griffweite. Hastig löste ich das Seil, packte es und schwang mich durch das Schilfmeer über die Flussmitte bis zum anderen Ufer, wo ich auf einem Felsen landete.

Beim Aufkommen fuhr mir ein so stechender Schmerz in den Unterschenkel, dass ich beinahe gefallen wäre und das Seil mir aus der Hand glitt. Wütend über mich selbst musste ich zusehen, wie es zurück baumelte und etwa in Flussmitte hängen blieb. Dumm gelaufen. Vor meinem

nächsten Marktbesuch würde ich wieder stundenlang danach hangeln müssen.

Hinter dem Schilf erklang das Gekläff und entlockte mir ein kleines Lächeln. Wenigstens dieses Problem erledigt.

Eilig rannte ich weiter und packte dabei die Dose fest in meiner Hand. Mutter würde mich dafür lieben. So einen Schatz hatte ich schon lange nicht mehr ergattert. Hinter dem Aravennafluss lag der vergessene Teil dieser Stadt, in welchem die nicht so erfolgreichen Bewohner lebten. Mit langsameren Schritten lief ich durch Hinterhöfe, in denen sich Gerümpel stapelte, über eine halb zugewachsene Gasse, zwischen zwei Schuppen hindurch, bis ich vor der alten Tischlerwerkstatt ankam, wo meine Mutter lebte. Keuchend riss ich die Tür auf und schlug sie gleich wieder scheppernd hinter mir zu. In Sicherheit.

In der geräumigen Diele, die gleichzeitig den Empfangsbereich der Werkstatt darstellte, standen drei halb fertige Bauernschränke mit Schnitzereien an den Türen. Außerdem stapelten sich neue und bereits zugesägte Bretter an den Wänden und auf dem langen Arbeitstisch lagen noch die Werkzeuge neben Bergen von Holzspänen. Der Meister und die Lehrjungen waren nicht zu sehen.

Wurde heute nicht gearbeitet?

Umso besser. Ich war nicht erpicht darauf, dem Tischler Uterjahn über den Weg zu laufen. Mein *Stiefvater*. Pah.

Aufatmend ging ich die kleine Treppe hoch und öffnete die Tür zur angrenzenden Küche, in der Annahme, dort meine Mutter anzutreffen. Aber weit gefehlt. Sie saßen

bereits alle gemeinsam bei der Mahlzeit, Mamas angeheiratete Familie und die gesamte Tischlermannschaft. Gar nicht gut.

»Guten Appetit«, grüßte ich zaghaft und mit so piepsiger Stimme, dass ich mich selbst kaum hörte, und versuchte dabei unauffällig die Blicke meiner Mutter zu finden. Die Dose versteckte ich hinter meinem Rücken. »Ich hoffe, ich störe euch nicht.«

Meister Uterjahn lehnte im Sonntagsdress, mit gestärktem Hemd und Lederweste, an seinem Platz am Esstisch und nagte genussvoll an einer von Soße triefenden Hähnchenkeule. Neben diesem hockte meine kleine Halbschwester Bellie, schob angewidert ihren Teller – auf dem sich Berge von Köstlichkeiten stapelten – zur Seite und kreischte: »Will Zuckerstange! Ich will eine Zuckerstange!« Schon oft hatte ich mich gefragt, ob sie imstande wäre, einen Satz ohne das Wort *will* hervorzubringen. Oder ob irgendwer in dieser abweisenden Runde auf die Idee käme, mir die Reste zuzuschieben, die Bellie sich weigerte zu essen? Diesen Vorschlag auszusprechen verkniff ich mir aber. Mit einem falschen Wort konnte man sich in diesem Haus schnell in die Nesseln setzen.

Neben Bellie thronte meine Mutter. Sie trug eine adrette Rüschenbluse mit Stickereien und kleinen Perlen, wie eine Adelsdame. Ihre hochstehende und – soweit ich mich erinnerte – ursprünglich mal dunkelbraune Pferdemähne hatte sie gewaltsam in goldene Locken gezwängt, wie sie alle Bewohner von Ravenna trugen. In ihrem ebenmäßigen

Gesicht dominierten kunstvoll geschminkte Augen mit endlos langen Wimpern, zu denen ihr hellroter Mund einen reizvollen Kontrast bot. Ein Anblick, der in unserem Handwerkerviertel selten war und darum seine Wirkung nicht verfehlte, denn des Meisters Augen klebten an ihr wie hypnotisiert. Auch die Lehrlinge und Gesellen, die mit am Tisch saßen, konnten sich des Anblicks nicht ganz entziehen.

Offensichtlich hatte Mutter meine zaghafte Begrüßung gar nicht gehört, denn sie versuchte Bellies Gekreisch einzudämmen und redete beschwichtigend auf die Kleine ein. In den Gesichtern der Tischlermannschaft breitete sich ein gewisses hämisches Grinsen aus, vermutlich ihre Hoffnung auf den Wutanfall, der sich gleich über mich ergießen würde. Ich war sicher, dass die ruppigen Kerle mich sahen, doch keiner würdigte mich eines Blickes. Des Tischlers erwachsene Tochter, Tesma, nebenbei gesagt den Kötern, die mir auf den Fersen waren, gar nicht so unähnlich, kam gerade aus der Vorratskammer und goss Wein in die Gläser ein. Auch sie ignorierte mich schon aus Gewohnheit. Wahrscheinlich müsste ich auf den Händen hineinspazieren und mit den Füßen eine Trommel schlagen, damit mein Eintritt überhaupt zur Kenntnis genommen würde. Irgendwann werde ich mal eine Trommel klauen.

In diesem Moment erreichten mich Uterjahns ungnädigen Blicke. Seine Augen verengten sich. »Raus!«, blökte er. »Wir essen!«

Wie auf Befehl schob mich Tesma nach draußen und knallte die Tür vor meiner Nase zu. Ich blieb auf der Schwelle stehen, in der irrigen Hoffnung, Mutter könnte mich wieder hereinholen. Es war nicht ganz abwegig. Irgendwann früher, als ich klein gewesen war, hatte sie mich mal geliebt. Sie hatte mich in ihren Armen gewiegt, mir Lieder gesungen und ihre Augen hatten gelacht. Ich fühlte noch heute die wunderschöne Geborgenheit, die mich in ihrer Nähe umgeben hatte, ja, von der ich selbst jetzt manchmal einen Schimmer zu erhaschen glaubte. Was hatte ich getan, um das zu verlieren? War ich hässlich geworden, als ich gewachsen war? Hatte die verzogene Bellie mich aus Mutters Herzen herausgekickt? Oder der klobige Uterjahn?

Wahrscheinlich beide zusammen.

Ich hasste den blöden Kerl. Und ich hasste Bellie.

Eilige Schritte rissen mich aus diesen Gedanken, begleitet von wildem Gebell. He, das war doch nicht möglich. Wo kamen die Hunde her, hatten sie meine Spur nicht am Fluss verloren? Aber wie auch immer – weg hier. Wie der Blitz rannte ich um das Haus herum zur Werkhalle, in den Hinterhof, wo das hölzerne Plumpsklo stand, und schlug die schief genagelte kleine Brettertür hinter mir zu. Während ich den atemberaubenden Gestank aus dem Loch in Sitzhöhe zu verdrängen versuchte und eine Schar Fliegen mir um die Nase surrte, hörte ich die Hunde an der Klotür springen und wild kläffen. *Beißt euch ruhig an der Latten-tür die Zähne aus, darin wimmelt es von Holzwürmern.*

»Sie muss hier sein!«, rief jemand. »Die Hunde schlagen an.«

Mir klopfte das Herz bis zum Hals. Der Büttel.

Bitte. Geh weiter.

Ich lauschte angestrengt. Die Schritte bewegten sich hin und her. Von der Werkstatt her hörte ich Stimmen, konnte aber nichts verstehen.

Würde meine Mutter mich verraten?

Nicht gerne. Aber im Notfall ja. Bei Licht besehen war ihre neue Familie schon lange wichtiger als ich und sie würde alles tun, um nicht wieder auf der Straße zu vegetieren, von der Uterjahn sie in ein ehrbares Leben geholt hatte.

Die Geräusche kamen näher. Ich hielt den Atem an.

»In der Holzbude?«, erklang die Stimme meiner Mutter. »Aber nein, dort ist niemand. Die Tür ist auch verschlossen. Wir halten Hundewelpen darin.«

»Wie bitte – Welpen?« Ich hörte an dem ungläubigen Klang, dass sich dem Büttel wahrscheinlich gerade die Augenbrauen sträubten. »Im Abort?«

Mutter lachte eine Spur zu schrill. »Ach, Ihr meint wegen dem Herzchen über der Tür ... Das Häuschen haben wir umgebaut. Wir brauchten einen Ort für die jungen Hundchen. Bitte nehmt Eure Tiere weg, die Kleinen erschrecken sich sonst zu Tode.«

Mir wurde das Herz weit. Ganz erloschen war ihre Liebe zu ihrer älteren Tochter also nicht! Und ihre Schlagfertigkeit hatte sie auch nicht verloren. Ich winselte ein wenig, wobei ich versuchte, einen Welpen zu imitieren, um den

Wahrheitsgehalt ihrer Worte zu unterstreichen. Nicht ohne Effekt. Die Konversation erstarb. Dann entfernten sich die Jagdhunde und die Schritte ebenfalls.

Es wurde still.

Waren sie weg?

Lieber nichts riskieren und etwas abwarten.

Vorsichtig betastete ich die dumpf pochende Wunde an meiner linken Wade, wo schon diverse Hundezähne ihre Signatur hinterlassen hatten. Sie glänzte feucht, blutete immer noch und schmerzte. Dennoch stach es weniger als diese nagende Sehnsucht, die meinen ganzen Körper umspannte. Dazu gehören. Mit allen zusammen an einem Tisch zu sitzen und Hühnerbrust essen – verlangte ich zu viel?

Ich leckte mir die Finger ab. Blut ist gar nicht so schlecht, wenn man hungrig ist.

Schließlich hob ich die Holzdose in das Licht, das durch das kleine Herz in das Häuschen hereinfiel. Die silbernen Magiestrahlen schienen schmaler als zuvor. Hoffentlich wirkte die Creme trotzdem. Leider bemerkte ich nun einen kleinen Riss, um den sich Feuchtigkeit ausbreitete. Was für eine Verschwendung! Schnell rupfte ich ein Stück Stoff von meinem zerlumpten Hemd ab und versuchte den Spalt zu kitteln. Dabei tropfte etwas auf meine Hand und hinterließ ein seltsames sanftes Gefühl. Hoffentlich war nicht zu viel ausgelaufen – und hoffentlich würde Mutter verstehen, für welche Pracht ich mir den Allerwertesten aufgerissen hatte und holte mich heim, bevor sie drinnen alle

Leckereien weggefuttert hätten! Wenigstens ein paar Krümel könnten sie übrig lassen.

Nach einer halben Ewigkeit erlauschte ich Mutters Schritte und hörte sie leise meinen Namen rufen. Das musste bedeuten, die Luft war rein.

Vorsichtig wagte ich mich aus dem Plumpsklo heraus. »Sind sie weg?«

Mutter nickte bedeutungsvoll, wobei sie meine zerrissene Hose und die Blutflecken am Unterschenkel musterte und ihre Blicke bekümmert auf meinem vermutlich immer noch geröteten Gesicht verharren. »Sie suchen jetzt die Nachbarschaft ab. Was wollen sie denn von dir? Gerade mir nicht mit dem Gesetz in Konflikt, und dann noch vor unserem Haus!«

»Das muss ein Irrtum sein!«, verteidigte ich mich, laut genug, dass es auch eventuelle Lauscher von drinnen hören sollten. Eilig klopfte ich mein Hemd zurecht, um es notdürftig von Erdkrümeln und den Spuren meiner Flucht zu säubern. »Die hat mir jemand auf den Hals gehetzt und ich weiß wirklich nicht warum.«

Gleichzeitig lenkte ich Mutters Blicke mit einem Kopfnicken auf meine rechte Hand, in der ich die Dose mit den wundersamen Strahlen fest umklammert hielt und über der bereits ein feiner silbrig-seidiger Streifen ausgelaufener Creme glänzte.

Ein leises Lächeln stahl sich auf ihre Lippen. »Komm mit. Du bist bestimmt hungrig.«

Mutter lauschte auf die Geräusche im Haus. Ich wusste warum. Tesma bekam Pickel, wenn sie mich nur sah und der Meister fand, dass ich so überflüssig war wie ranzige Butter. Deshalb war es nicht verkehrt auf den Moment zu warten, an welchem er nach dem Essen wie ein Fels auf sein Lager krachte und anfang zu schnarchen, dass die Wände bebten.

Glücklicherweise schien der Moment gerade gekommen. Mutter öffnete die Tür. Wir gingen direkt in die Küche. Kein Mensch zu sehen. Dafür quälte mich der verlockende Geruch, der vom mit abgenagten Knochen und Schalen voller Essensresten übersäten Tisch aufstieg. Während Mutter mir einen Teller füllte, ging ich zu einer Kommode und legte meine schwer ergatterte Dose auf ein Silberblett, das unter einem von Eisenschnörkeln umrahmten Spiegel thronte.

Kein Wunder, dass mich niemand interessant fand, dachte ich, als ich mein Abbild im Spiegel betrachtete. Ein schmales sommersprossiges Gesicht starrte mir entgegen, und um meine etwas zu magere Gestalt flatterten ein uraltes graues Leinenhemd und eine zerschlissene Hose. Es gab in Aravenna Dutzende Straßenmädchen, die genauso herum-liefen und die ebenso niemand beachtete. Meine hohe Pferdemähne, die mir hinten weit über den Rücken hinabfiel, fand ich persönlich sehr hübsch. Aber sie verriet auch, dass ich zum Volk der Elgo gehörte, den *Pferdemenschen*, und damit eine Außenseiterin war. Da in Aravenna hauptsächlich blondhaarige Parva lebten, machten sich die Leute

gern über die Mähne lustig und fingen an zu wiehern, wenn sie mich sahen. Nicht, dass mir das irgendwas ausmachte. Es gab Schlimmeres.

»Willst du nicht endlich die Dose öffnen?«, fragte Mutter gespannt. Sie war verrückt nach Schönheitspulvern und Faltencremes, mit denen sie ihren nicht mehr jugendlichen Zügen zu einem begehrenswerten Charme verhalf. Diesem Geschick verdankte sie möglicherweise gar ihre Heirat – denn als sie Uterjahn kennengelernt und ihm versichert hatte, sie sei erst süße achtzehn Jahre, frei und ungebunden, hatte er ihr auf der Stelle geglaubt. Obwohl sie damals bereits doppelt so alt gewesen war und Mutter zweier kleiner Kinder, meines Bruders Dinny und mir.

Vorsichtig schob ich den Deckel der Delfindose nach oben. In wirbelnden Strömen glitt magische Flüssigkeit hinaus, wie dünne glitzernde Zuckerstangen, die auf der Salbe schwebten. Mutter schien die Strahlen nicht zu bemerken, war aber sehr angetan von dem Rest. Sie tauchte geschwind einen Finger hinein und cremte sich auf Wangen, Stirn und Händen ausgiebig damit ein. Danach stellte sie ihren Schatz wieder auf dem Silbertablett ab und starrte gebannt ihr Spiegelbild an. Tatsächlich legte sich ein seidiger Glanz auf ihre feinen Züge.

Ich hockte mich an den Tisch und machte mich über meinen Teller her. Von dem Hühnchen hatten sie nichts übrig gelassen, aber es gab Kartoffeln mit der köstlichen Soße, die ich genussvoll in mich hineinschaufelte.

»Könnte ich vielleicht heute hier schlafen?«, fragte ich kauend, nachdem der wildeste Hunger verflogen war und sich eine angenehme Zufriedenheit in mir ausbreitete. Ich hoffte ein klein wenig, die Wundercreme möge nicht nur auf der Haut, sondern auch im Herzen meiner Mutter etwas bewegen. »In dem Schuppen, wo ich gerade sonst übernachtete, regnet es herein.«

Im Hause Uterjahn hatte ich bisher nur selten übernachtet. Mutter hatte ihrem Gemahl anfangs erzählt, Dinny und ich seien die Kinder ihrer verarmten und kürzlich verstorbenen Schwester, um die zu kümmern sie sich verpflichtet fühlte. Folglich drillte sie uns früh darauf, sie *Tante Tabitha* zu nennen – zuzüglich aller weiteren wilden Erfindungen, die eine gute Lüge gewöhnlich nach sich zieht. Inzwischen war ich eine Meisterin in der Kunst, niemals eine wahre Geschichte zu erzählen. Wahrscheinlich die einzige Gabe, die ich von meiner Mutter geerbt hatte. Mutter setzte sich zu mir und sah mich bekümmert an. »Warum suchst du dir nicht eine Stellung? Als Magd zum Beispiel. Du bist sechzehn, also alt genug, um dich nützlich zu machen.« Sie betrachtete erwartungsvoll ihre Arme. Sie glitzerten jetzt ein wenig. Die Dose hinter uns war anscheinend immer noch magisch aufgeladen und bewegte sich leicht hin und her. Jedes Mal, wenn sie auf dem Silbertablett anschlug, erklang ein metallischer Ton.

»Das habe ich schon versucht. Aber jedes Mal, wenn ich mich um eine Stellung bewerbe, wollen die Leute das Wort des Büttels, dass sich noch keiner über mich beklagt hat.«

Ich pflügte mit der letzten Kartoffel durch die verbliebenen Soßenreste in der Pfanne und sah sie bedeutungsvoll an. »Vielleicht, wenn Meister Uterjahn ein gutes Wort für mich einlegen würde? Er ist ja ein angesehener Handwerker. Oder vielleicht ... könnte Uterjahn mich selbst gebrauchen?« Als ich sah, wie sie ein klein wenig zusammenfuhr, fügte ich schnell hinzu: »Ich kann Schränke anmalen! Oder nähen. Vielleicht braucht er einen neuen Arbeitsanzug?«

Sie räusperte sich. »Ähm ... ja ... Wer weiß ...« Verlegen kratzte sie sich an der Stirn. »Ich rede mit ihm. Malerarbeiten haben wir im Moment nicht, aber vielleicht Nähen ...« Nachdenklich starrte sie in die Ferne.

War das eine Chance? Hätte ich nicht den Mund so voller Kartoffeln, hätte ich wohl laut gejubelt. So fiel ich ihr nur um den Hals und nickte mit Feuereifer.

»Wie geht es Dinny? Hast du Kontakt zu ihm?«, fragte Mutter nach einer Weile.

»Öhm, hab ihn länger nicht gesehen«, erwiderte ich unangenehm berührt. Den Rest der Geschichte schluckte ich lieber herunter. Früher war mein Bruder mal mein Beschützer gewesen und wir hatten allen Kummer miteinander geteilt. Doch schon seit längerer Zeit trieb er sich mit einer Bande von eiskalten Schurken herum, vor denen ich solche Angst hatte, dass ich einen weiten Bogen um sie machte. Aber wozu sollte ich Mutters Herz damit beschweren?

Schritte auf der Treppe ließen uns zusammenfahren. Tesma kam die Stufen herunter.

»Was machst du schon wieder hier?« Sie musterte mich wie ein aussätziges Schwein. »Weißt du, langsam nervt es, dass du ständig herkommst, die Gutmütigkeit deiner Tante ausnutzt und versuchst zu schmarotzen! Geh nach Hause. Mein Vater braucht seine Mittagsruhe.«

»Bin gleich weg«, beeilte ich mich zu erklären. »Ich wollte Tante Tabitha nur um Kartoffeln bitten. Unsere hat der Hund gefressen.«

Keine meiner besten Ausreden. Ich wusste jedoch, dass Tesmas Herz härter war als Eisen und sie das Wort *Mitleid* nur verstehen würde, wenn ich es mit goldenen Talern direkt in ihre Hand buchstabierte.

»Lass das meine Sorge sein, Tesma.« Mutter behandelte sie immer wie eine Prinzessin, nur weil sie Uterjahns Tochter war. Ich hasste es, wenn sie dieser Ziege gegenüber so einen unterwürfigen Ton annahm. Fehlte noch, dass sie vor ihr katzbuckeln würde. »Du kannst gerne wieder in dein Zimmer gehen, während ich mich hier mit Murissa unterhalte. Wir werden niemanden stören.«

Seltene Geräusche von der Kommode her weckten meine Aufmerksamkeit. Durch den Riss in der Dose sickerte magisch glänzende Flüssigkeit auf das Silbertablett herunter und bei jedem Treffer schepperte es schrill, so als wollte es vor Schmerz aufschreien. Mir wurde mulmig zumute. Magische Substanzen konnten auch mal ungewollte Nebenwirkungen haben. Aber wohl nicht von ein paar Tropfen ...?

»Ich finde nicht, dass diese Bettlerin ständig bei uns herumlungern sollte.« Tesma stand noch immer arglistig in der Tür und schien zu überlegen, mich mit einem der Holz-scheite zur Tür hinaus zu prügeln.

Plötzlich fing das Tablett an zu zischen. Weißliche Blasen blähten sich auf und ein Geruch nach Schwefel stieg mir in die Nase.

»Zurück!« Ich riss meine Mutter nach hinten. Keinen Augenblick zu spät, denn jetzt sprühte das Metallteil Silber, wie ein Springbrunnen. Es gab einen heftigen Knall. Ein gewaltiger Druck schleuderte mich gegen die Wand.

KAPITEL 2

VERKÜNDIGUNG DES ZIELLANDES



Magisches Logbuch des Feldzuges 6019 von Königin Penthesilea

Ich trete aus dem Wüstensand in den Vorraum des Tempels hinein. Noch immer erfüllt von Wärme und Sonnenglut, atme ich die kühle Luft unserer heiligen Hallen ein. Kaum habe ich den Marmorboden betreten, da ertönt das Gongs der Glocken und füllt mein Herz mit Ehrfurcht und Vorfreude, die so hoch aufwallen wie die Tempelmauern. Heute wird die Hohepriesterin das Zielland verkündigen. Endlich beginnt der neue rituelle Kriegszug!



WELTENBAUM VERLAG

Vollständige Taschenbuchausgabe

05/2022 1. Auflage

Die Chroniken von Amazonia-Meermädchen

© by Anke Unger

© by Weltenbaum Verlag

Rathausstr.3

79588 Efringen-Kirchen

Umschlaggestaltung: © 2021 by Magicalcover

Buchsatz: Giusy Amé

Autorenfoto: Privat

ISBN 978-3-949640-14-8

www.weltenbaumverlag.com

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Printed in Germany